

"Ein Schriftsteller schafft nichts aus dem Nichts": Ein Gespräch mit Hans Joachim Schädlich

Folgendes ist der zweite und letzte Teil eines längeren Gesprächs, das Wolfgang Müller im Mai 1994 am Dickinson College mit Hans Joachim Schädlich führte.

Wolfgang Müller: Ich habe gerade in der Zeitung einen Bericht über das Treffen von Schriftstellern und einigen Literaturwissenschaftlern auf Hiddensee gelesen. Nach diesem Bericht hat Wolfgang Emmerich, bezogen auf seine DDR-Vergangenheit, von der eigenen, gebrochenen Identität gesprochen und so eine Art Brücke zwischen Ost und West geschlagen. Das bringt mich auf die Frage, wie Du das für Dich siehst. Wo liegt die DDR in Dir?

Hans Joachim Schädlich: Wo liegt die DDR in mir? Das ist eine sehr schwierige Frage. Ich habe, ehrlich gesagt, nie ernsthaft darüber nachgedacht, wo die DDR in mir liegt, nie. Vielleicht habe ich das auch verdrängt. Ich glaube nicht, daß ich gerne darüber nachdenke, wo die DDR in mir liegt. Also ich könnte mir vorstellen, daß die Verhaltensweisen in einer diktatorischen Ordnung, wie es die DDR ja war, auch derer, die sich innerlich oder nach außen hin gegen diese Ordnung stellen, bestimmt werden von den Bedingungen der Diktatur. Und ich könnte mir vorstellen, daß die DDR insofern in mir liegt, als ich mich in der Bundesrepublik im Verhältnis zur DDR oder auch in anderen Zusammenhängen immer ziemlich rigoros verhalten habe. In einem gewissen Rigorismus, denke ich manchmal, liegt die DDR in mir. Das betrifft auch mein Verhältnis oder meine Ansicht über das Verhalten, das gegenüber den Nazis in der Bundesrepublik zu wünschen wäre. Ich neige da zu einem Rigorismus. Und ich kann den aber auch begründen. Ich unterscheide immer zwischen dem Begriff Gegner und dem Begriff Feind. Auf Politische bezogen und in der Bundesrepublik ist für mich ein politischer Gegner immer jemand, der die grundsätzlichen demokratischen Voraussetzungen der demokratischen Gesellschaft anerkennt. Ein Feind tut das nicht. Ein Feind—also so definiere ich mir den Begriff in Bezug auf die demokratische Gesellschaft—ist jemand, der daran arbeitet, die Grundübereinstimmung des demokratischen Staates zu zerstören. Der ist auch mein persönlicher Feind, weil er die Lebensvoraussetzung, meine Existenzvoraussetzung, angreift. Das hab' ich ja erlebt, was

das heißt, wenn es keine demokratische Grundübereinstimmung gibt in der Verfassung usw. Und deswegen scheue ich mich auch gar nicht, in diesem Sinne ein Feindbild zu haben. Ich halte es für kindisch, wenn ganz allgemein gesagt wird, die Leute sollen ihre Feindbilder aufgeben. Es gibt echte Feinde, und warum soll man von denen kein Bild haben? Der Rigorismus, mit dem ich mir das zurechtgelegt habe, der stammt vielleicht aus dem Leben in der DDR. Man kam in der DDR ohne diesen Rigorismus gar nicht aus. Seine Wurzel liegt vielleicht in der Erfahrung des Lebens in einem Staat, der Opposition zum Feind erklärte, auch wie einen Feind behandelte und sie im Zuchthaus oder im Untersuchungsgefängnis der Stasi verschwinden ließ. Wirkliche politische Feinde, sogar persönliche Feinde, die—ist auch so ein alter Terminus—mit den legitimen Machtmitteln des demokratischen Staates bekämpft werden müssen, sehe ich heute in den Nazis in der Bundesrepublik. Es gibt da andere Meinungen, das weiß ich. Und da kommt man an den Punkt, den wir kürzlich mal erwähnt haben, wieso ist es kein demokratischer Staat mehr, wenn er seine Feinde nicht toleriert im Sinne der Meinungsfreiheit usw. Weißt Du darauf eine Antwort? Es wird gesagt, es widerspräche den Regeln der Demokratie, wenn man die Feinde der Demokratie nicht reden läßt usw.

Müller: Es gibt verschiedene Antworten. Vielleicht sind alle diese Antworten nicht befriedigend. Die Demokratie besteht ja eben darin, daß sie zumindest die Reden ihrer Feinde toleriert. An den Rändern der Demokratie kann es so etwas geben. Eine andere Antwort wäre vielleicht, daß viele Menschen sich ändern und daß z. B. junge Nazis, die heute auf der Straße sind, daß die 20 Jahre später durch die Erfahrungen mit der Demokratie anders werden. Dieses Bild vom Kampf gegen den Feind ist ja ein statisches Bild und schließt die Entwicklung der Leute aus.

Schädlich: Vielleicht ist für einen Neonazi, der eine Türkin ermordet hat, ein 3-5-jähriger Gefängnis-aufenthalt auch eine Chance der Entwicklung?

Müller: Aber Mord, ob der Mörder nun ein Neonazi ist oder irgendein anderer, ist Mord. Und 3 Jahre sind ganz sicher zu wenig.

Schädlich: Ja, in diesem Falle. Oder Mordversuch oder Brandstiftung. Leute haben in Lübeck die Synagoge angebrannt—man muß da genau überlegen.

Müller: Wenn man Deine eigene Geschichte zurückverfolgt: das Internat in Templin, Dein Studium an der Humboldt Universität und dann in Leipzig, die Enttäuschungen von '68, neben sicher ganz anderen, persönlichen Sachen—wie fühlt sich jemand, der in rigoroser Feindschaft zu diesem nun untergegangenen System steht, aber wie auch immer, durch dieses System dort hingelangt ist, wo er nun mal ist.

Schädlich: Ja, das stimmt. Ich hab' z. B. lange Jahre, sogar in der Bundesrepublik noch, eine gewisse Dankbarkeit empfunden für die Möglichkeit, daß ich in der DDR zur Oberschule gehen konnte. Ich habe das auch in der Bundesrepublik mit Leuten erörtert. Die haben mir gesagt, ach sei doch nicht kindisch. Diese Möglichkeit hättest du auch woanders gehabt, z. B. in der Bundesrepublik, besser, ohne diese vielen Kränkungen und Verletzungen. Aber ich bin nun einmal da zur Schule gegangen, und in der Lage, in der ich mich befand—ich war arm, meine Mutter war arm—kommt so ein Gedanke auf. Wenn man es rationalisiert, dann könnte man sagen, das ist doch ein sentimentaler Kitsch, du warst nur blöde, unfähig zu sehen, wo du hättest hingehen können. Das behebt dann mein sentimentales Gefühl etwas. Oder wir mußten ja in der DDR an der Universität keine Studiengebühren bezahlen usw. Na, dann sagt man: "Na und, dann hättest du BAFÖG gekriegt und hättest es hinterher zurückgezahlt." Also was soll's? Das ist kein Grund, dem Staate dankbar zu sein.

Müller: Ich will eigentlich nicht so sehr auf Dankbarkeit oder Opposition und auf all diese großen Sachen hinaus, sondern nur darauf, wie Du bist, wie Du schreibst. Sowohl von den Themen als auch von Deiner Schreibart her habe ich den Eindruck, daß Du von diesen Verhältnissen drüben doch sehr geprägt worden bist.

Schädlich: Ich selber kann das nicht so beurteilen. Ich stecke ja in mir und stehe nicht über mir. Es ist ja auch vollkommen spekulativ für mich zu sagen, wie für jeden Menschen, was wäre gewesen, wenn du woanders gelebt hättest. Das kann man nicht beantworten, das ist unmöglich. Ich kann es nicht

beantworten. Also, um es vornehm auszudrücken, da mangelt es mir an Kompetenz. Ich habe mich ja auch, das bilde ich mir jedenfalls ein, von der—also im allgemeinsten Sinne gesagt—Bindung an die Gegend, aus der ich stamme, zu lösen versucht. Ich persönlich, für mich, hatte das Gefühl, daß ich mich davon gelöst hatte—das erscheint jemandem vielleicht als Widerspruch—mit dem Buch *Tallhover*. Da könnte man dann gleich sagen: "Ha, das ist ja genau der Gegenstand, die fiktive Biographie eines geheimen Polizisten. Wo hat es denn das in dieser Weise gegeben usw." Aber gerade weil ich das Thema als eine Sache im Deutschland des 19. und 20. Jahrhunderts angesehen habe, weil ich das im großen und ganzen nicht auf die DDR bezogen habe, nur ganz zuletzt aus Gründen, die man auch noch erklären kann, bilde ich mir ein, hatte ich mich von der Bindung an das enge Feld DDR gelöst. Und schon gar mit dem *Schott*, glaube ich. Andere werden wieder etwas anderes sagen. Das ist so meine persönliche Überzeugung. Wahrscheinlich sage ich das auch, weil ich es auch will, mich gelöst zu haben. Sogar mag ich es einfach nicht, darüber habe ich auch schon mit Literaturwissenschaftlern gesprochen, daß man mir sagt, du bist ein DDR-Schriftsteller. Nun könnte man sogar, das mache ich dann auch geltend, das Gegenteil behaupten, weil ich in der DDR gar nicht publizieren durfte und nicht publiziert habe. Aber dann heißt es, deine Gegenstände sind davon bestimmt, du hast da gelebt, du hast da geschrieben usw. Ich höre das nicht gern und zwar im Vergleich mit denen, die wirklich DDR-Schriftsteller waren. Sogar solche, die später oppositionell gehandelt und die DDR verlassen haben, sind in ganz anderer Weise DDR-Schriftsteller, Kunert z. B., auch Sarah Kirsch, aber ich nicht. Wie soll man das aufklären, ja? Auf die Frage, was bist du denn dann überhaupt, in dieser Hinsicht, habe ich gesagt, ein Deutscher. Oder, falls das historisch noch genauer fixiert werden soll, ein Ost/West-Deutscher. Ich finde es eigentlich grauenhaft, ehrlich gesagt, mich wiederzufinden in der Geschichte der DDR-Literatur. Da gehöre ich nicht rein, sag' ich mir.

Müller: Hast Du Deinen Frieden gemacht mit dieser Zeit, mit Deiner "Jungsteinzeit," wie das Sarah Kirsch einmal in einem Gedicht genannt hat? Frieden jetzt nicht im Sinne von faulem Kompromiß, sondern einfach: Ja, so war's.

Schädlich: Ja, den Frieden kann ich heute noch nicht machen. Das hat zu tun mit den Nachwirkungen, z. B. mit der Einsicht in die Stasi-Geschichte oder mit der Begegnung mit Leuten, Schriftstellern aber auch anderen Leuten, die in der DDR geblieben sind und heutzutage angesichts verschiedener Schwierigkeiten dazu neigen, so eine sehnstichtige Rückerinnerung zu pflegen. Hier in den USA kann man das gut machen. Man ist weit weg, man trifft die nicht, man hört nichts von ihnen. Da kann man leichter zu einem Punkt gelangen, wo man sagt, O.K., das war's dann, im Guten wie im Bösen. Ich gehe weiter. Ich habe sehr oft empfunden, ich habe das schon mal zu Dir gesagt, was ich so klar für mich bei Thomas Mann ausgedrückt fand, der 1945 in einen Briefwechsel verwickelt wurde mit Walter von Molo, einem sogenannten inneren Emigranten, und der Berichte, z. B. einen Bericht von Stephen Spender über die Lage in Deutschland, gelesen hat, speziell auch über Äußerungen von Schriftstellern, inneren Emigranten. Thomas Mann hat in diesen Stimmen etwas entdeckt, das er "gemütvollen Dünkel" nannte. Und das steckt auch, für mein Empfinden, in den Äußerungen von Christa Wolf, ein gemütvoller Dünkel. Gemütvoll insofern, als immer wieder das Heimische in der DDR, einer Ostzone beschrieben wird. "Ich habe dieses Land geliebt," wahrhaft gemütvoll. Und dünkelhaft auch, weil das auch mit einem Ausdruck der Verächtlichkeit für Leute gesagt wird, die, wie es dann heißt, die Erfahrungen gar nicht machen mußten, ja. Sie wissen es aber. Aber da unterscheidet sich die Lage etwas von damals. Es gibt genug, die es auch wissen, die auch da gelebt haben.

Vor einiger Zeit, ich war sehr überrascht, muß ich sagen, war ich beteiligt an der Organisation eines israelisch-deutschen Schriftstellertreffens im Literarischen Colloquium am Wannsee. Da bin ich in der Pause mit Hans Magnus Enzensberger im Garten vom Colloquium am See entlangspaziert, und wir kamen auf ein gewisses Engagement von mir zu sprechen in der Auseinandersetzung mit den Relikten und Reptilien der DDR, der Ex-DDR. Da hat er zu mir gesagt: "Hören Sie mal, finden Sie nicht, Sie haben jetzt genug in der Müllbeseitigung gearbeitet?" Im Sinne von: Schade um die Zeit, schade um die Kraft. Mach doch deins. Das hat mich sehr beeindruckt, das kam meiner Empfindung entgegen, ja. Vielleicht rührte das daher, daß wir auf der Sitzung mit den israelischen Kollegen gerade irgend

etwas besprochen hatten, was wieder mit dem Kommunismus zu tun hatte, und wo ich mich wieder aufgeregt hatte. Ich empfand das als sehr hart von ihm zu sagen: Müllbeseitigung, aber eigentlich hat er recht, finde ich. Auch meine Beschäftigung mit den Stasi-Sachen, das hat er vielleicht sogar gemeint, das war ein Akt der Müllbeseitigung. Und Müllbeseitigung kann jemanden vollkommen auffressen. Stattdessen könnte man, anstatt sich mit Trümmern zu beschäftigen, mit Müll, könnte man irgend etwas machen. Also, um im Bild zu bleiben, könnte man ein Haus bauen oder einen Garten anlegen.

Müller: Aber ist man immer so frei, das entscheiden zu können?

Schädlich: Ich schon gar nicht. Ich war doch überhaupt nicht frei. Ich mußte doch unbedingt dieses Buch *Aktenkundig* zusammensammeln. Unbedingt. Aber inzwischen bin ich doch viel freier, muß ich sagen. Andererseits respektiere und bewundere ich Leute, die sich entschieden haben, ihre ganze Kraft in der Müllbeseitigung zu verbrauchen, wie z. B. Jürgen Fuchs. Ich finde— obwohl das von vielen vehement bestritten wird —, daß Leute wie Jürgen Fuchs mit ihrer Arbeit, also mit der Arbeit an der Geschichte des Staatssicherheitsdienstes usw. sehr, sehr viel beitragen zu dem, was man den inneren Einigungsprozeß in Deutschland nennt. Das wird natürlich gerade bestritten. Es gibt Leute, die sagen, das hindert uns, uns den Aufbauarbeiten zu widmen, bei denen all diese Rückblicke und Auseinandersetzungen mit der Geschichte eigentlich stören. Na ja, das hatten wir ja schon mal, nicht. Aber ich glaube, daß Jürgen Fuchs z. B. deshalb etwas für die innere Einigung in Deutschland tut, weil er mit der Arbeit, an der er jetzt sitzt, wahrscheinlich aus vielen, vielen Köpfen etwas herausräumt und eine Einsicht verschafft in Dinge, die erst dann, wenn sie ausgeräumt sind und geklärt sind, freimachen zu dem, was vor ihnen liegt.

Müller: Könnten nicht überhaupt gerade die Leute, die aus der DDR geflohen oder weggegangen sind, in diesem Einigungsprozeß eine wichtige Rolle spielen?

Schädlich: Wie denn? Das interessiert mich.

Müller: Weil sie beide Staaten gut kennen. Die normalen Westler und Ostler kennen einander ja kaum. Aber Ihr kennt beide Verhältnisse sehr, sehr gut.

Schädlich: Das stimmt. Diese Rolle spielt ja z. B. Erich Loest. Er wohnt in Leipzig und in Bad Godesberg usw. Also, was sonst die Schriftsteller angeht und die Einigung—es gibt da so Veranstaltungen, zu denen man regelmäßig eingeladen wird. Die Überschrift lautet sinngemäß: "Was kann die Literatur zur Beförderung des Einigungsprozesses beitragen?" Oder "Was können Schriftsteller zur Beförderung des Einigungsprozesses beitragen?" Ich war einmal auf einem Podium mit Frau Wohmann. Wir hatten uns vorher überhaupt nicht abgesprochen. Wir kamen da hin und haben unsere Sätze gesagt. Und es kam dabei heraus: Wenig oder gar nichts können die beitragen. Ich hab' gesagt, man könnte die Frage auch anders formulieren. Man könnte nämlich mit recht—es wurde aber belacht oder als Zynismus abgetan—auch die Frage stellen: Was können Zahnärzte zur Beförderung des Einigungsprozesses beitragen oder die Müllabfuhr oder sonstwer? Viel, habe ich gesagt, mehr als ein Schriftsteller. Erstens kommen Zahnärzte mit mehr Leuten zusammen, täglich, und zweitens reparieren sie ihnen die Zähne, so daß Leute in die Lage versetzt werden, ihre Sprechwerkzeuge ungehindert zu benutzen. Das ist ein großer Beitrag. Das wurde nicht angenommen. Da hieß es dann, aber die Schriftsteller, die schreiben doch, das lesen doch viele, das geht doch in die Köpfe anderer Leute. Ich habe darüber wirklich nachgedacht. Ich dachte, ich kann nichts dazu beitragen. Ich werde schon abgeschreckt von der Frage, in der eigentlich der alte Satz steckt: Schriftsteller haben eine gesellschaftliche Aufgabe. Wie erfüllen sie die? Die Aufgabe heute lautet: Beförderung des Einigungsprozesses. Ich nehme die Aufgabe nicht an. Ich finde nicht, daß man Schriftstellern Aufgaben erteilen kann. Ich meine, das ist jedem überlassen. Und so ist es ja auch, der eine beschäftigt sich damit, und der andere nicht. Aber es gibt keine Aufgabe, Hausaufgabe für Schriftsteller, die irgendeine Institution oder irgendein Gehirntrust ausdenkt und ihnen dann auferlegt, kann es nicht geben. Vielleicht gibt es genügend Leute, die diese Aufgabe fühlen und dann was machen. Was ist denn dann die Aufgabe, sagen Leute aus dem Publikum, was ist denn dann die Aufgabe eines Schriftstellers? Die Leute in der

Bundesrepublik sind so überzeugt davon, daß ein Schriftsteller eine politische oder gesellschaftliche oder soziale Aufgabe hat, daß ein Gespräch mit ihnen darüber kaum möglich ist. Dann gibt es ab und zu mal jemanden, der so mit dem Kopf nickt, wenn man sagt: Wer bin ich schon? Ich habe mir zur Aufgabe gemacht, etwas zu schreiben. Das ist meine Aufgabe. Das ist verkürzt, ja. Da könnte man dann ja gleich wieder sagen, ja was denn? Ja, das, was mich gerade im gegenwärtigen Zustand meines Lebens und meiner Biographie interessiert. Es wird sich ja erweisen, ob das nur mich interessiert oder andere auch. Und dann, wenn es nur mich interessiert, war es auch gut, nämlich für mich.

Alle Leute waren enttäuscht, auch von Gabi Wohmann. Die hat sich erst zu rechtfertigen versucht, indem sie sagte: "Ja, ich habe eine Kurzgeschichte geschrieben über die Probleme der Einigung." "Ja? Wo denn?" Dann hat sie gemerkt, das läuft so gar nicht und hat gesagt: "Ich habe mein Thema, und daran arbeite ich. Wenn das was beiträgt, schön, wenn nicht, auch schön."

Es gibt einen Arbeitskreis von Schriftstellern in Berlin, der ist ausdrücklich nicht an irgend etwas gebunden, an keinen Verband, an keine Partei. Der ist gerade daraus entstanden, daß man nicht an irgend etwas gebunden sein wollte. Der wird geleitet, das war auch seine Idee, von einem Ex-DDR-Schriftsteller, namens Sigmar Schollak. Da kommen interessante Leute, und die haben kürzlich auch dieses Thema erörtert, nicht im Sinne von Aufgabe, sondern ganz allgemein: Was hat die Literatur mit dem Einigungsprozeß, mit der Einheit der Nation zu tun? Ich war ja schon hier, ich war in New York, ich konnte daran nicht teilnehmen. Es steckte aber so etwas darin wie die Notwendigkeit, die Einheit der Nation zu befördern. Und überhaupt steckte so etwas darin wie die Notwendigkeit der Nation. Und das vermischt mit dem Einigungs-prozeß. Das läuft dann darauf hinaus, daß man im Sinne des Einigungsprozesses das Nationale bemüht, bemühen muß. Ich hab' das nicht eingesehen. Ich habe denen auch etwas geschrieben. Ich habe nicht eingesehen, daß die Diskussion über die deutsche Nation oder über die Einheit der Nation irgend etwas aussagt über das Ziel des Einigungsprozesses. Die vorsichtigen Leute sagen, die Diskussion über die Nation dient als Vehikel, die Leute zusammenzubringen. Aber das ist doch eigentlich höchst gefährlich, sich auf die

Nation, die deutsche Nation zu berufen, um die Köpfe im Osten und im Westen einander verwandter zu machen oder einander näherzubringen. Was hat man denn da?

Also ich wollte von denen wissen, worin eigentlich das Ziel des Einigungsprozesses besteht, und hab' ihnen geschrieben, das Gerede über die Nation klärt mich über das Ziel des Einigungsprozesses nicht auf. Also zumindest ist die Nation nicht das Ziel des Einigungsprozesses. Wenn man demagogisch ist, kann man sagen, O.K., es ist nützlich über die Nation zu reden, das weckt Gefühle und Erinnerungen und Geschichte, so daß alle Leute im Osten und im Westen sagen können: "Oh, ja! Wir gehören doch einer Nation an, wie wunderbar! Also einigen wir uns endlich, damit wir wieder DIE Nation werden." Also, das ist doch Scheiße, auf deutsch gesagt, oder? Und keiner hat gesagt, worin das Ziel des Einigungsprozesses besteht, selbst die nicht, die das Gerede über die Nation ganz eindeutig und einsichtig als Vehikel benutzen.

Müller: Auf der anderen Seite habe ich noch eine Erinnerung daran, wie Lafontaine im Bundestag aufgebracht fragte, wie teuer denn die Vereinigung sei. Und mitgehört hat man so etwas wie: Wenn's zu teuer wird, na vielleicht dann lieber nicht.

Schädlich: Das ist auch zynisch, finde ich. Das sollte man gerade aus dem Munde eines SPD-Führers eher nicht hören. Wenn das ein Industrieboß gesagt hätte, der vielleicht gleichzeitig Vorsitzender der—wie heißt dieser Verein?—aller Industrieboße ist, wenn der das gesagt hätte, dann hätte ich gedacht, O.K., der denkt an die Bilanz, ja, aber von Lafontaine hätte ich so was lieber nicht gehört. Denn es gibt ja noch 'nen anderen Sinn der ganzen Geschichte. Das war ja auch der Sinn der Veränderungen im Osten und schließlich der Sinn des Bankrotts dieses Systems. Das wäre für mich ein rein politischer Sinn, nämlich, um es nicht so militant zu sagen: die Verbreitung der Demokratie in Europa. Da kannst du Lafontaine vergessen. So haben es ja auch die Tschechen und die Polen alle empfunden. Die haben ja keine geteilten Länder gehabt, in denen man sich Gedanken darüber machen mußte, was es kostet. Sondern die waren ja darauf aus—in der Tschechoslowakei weiß ich's am besten, weil ich da Leute kenne, die jetzt oben sitzen—die Demokratie in der Tschechoslowakei herzustellen. Da kann man nicht

fragen, was das kostet. Die haben die Kosten selber getragen, bis heute. Also, wenn man nach dem Sinn und Ziel des Einigungsprozesses fragt unter *dem* Aspekt, dann könnte man sagen, also ich sage das jedenfalls so, der besteht darin, in Ostdeutschland das Verständnis für die Grundregeln der Demokratie in die Köpfe zu bringen, also z. B. die Grundrechte des Bürgers, die Gewaltenteilung und, das ist besonders für die östlichen Länder oder Teilländer wichtig, die Regel, auch wenn sie oft verletzt wird, daß jede exekutive Handlung auf der legitimen Gesetzgebung beruhen muß. Es darf keine exekutive Handlung geben, die nicht durch gesetzliche Regeln gedeckt ist. Das wissen die ja gar nicht. Die wußten auch nicht mehr, was Gewaltenteilung ist, daß es 'ne unabhängige Justiz gibt, das wußten die nicht. Mir hat das mal ein Verfassungsrechtler gesagt, das habe ich bis dahin auch nicht so empfunden, nicht gewußt, ja. Er hat gesagt, die bürgerlichen Grundrechte im Grundgesetz der Bundesrepublik, das sind, wenn man es richtig versteht, keine Rechte, die der Staat gewährt, sondern das sind Widerstandsrechte, die man auch gegen den Staat geltend machen muß, falls er sie verletzt. Es ist nicht so, sagte er, daß man das gewährt bekommt und dann ist es so, sondern, die muß man auch gegen den Staat geltend machen. Wenn man das in Ostdeutschland in die Köpfe bringen könnte, die Grundsätze einer demokratisch verfaßten Gesellschaft, dann wären die beiden Teile Deutschlands—also in Westdeutschland ist das ja auch gar nicht immer klar—dann wären die innerlich vorangekommen im Sinne einer Einigung. Und dazu braucht man nicht das Nationale, überhaupt nicht, denn gerade das verbindet ja mit anderen Demokratien, unabhängig vom Nationalen. So denkt man ja auch in England oder Frankreich oder in Holland, besonders in Holland.

Müller: Und doch ist man in England selbstverständlich Engländer, in Frankreich selbstverständlich Franzose, in Amerika ganz selbstverständlich Amerikaner.

Schädlich: Ja, man muß ja das Nationale als ein historisch entstandenes Identifikationsmuster gar nicht verleugnen. Das ist ja frei. Das ist sozusagen geschenkt.

Müller: Aber den Deutschen ist es nicht geschenkt. Und nicht selbstverständlich.

Schädlich: Das ist auch erst geschenkt, wenn man Demokrat ist, finde ich. Wenn man jetzt, wo die Verhältnisse so vage sind im Osten, in dem guten Glauben, der nationale Gedanke könne der Entwicklung dienen, immerzu von Nation redet, ehe die überhaupt, früher hätte man gesagt, ein Bewußtsein von einem demokratischen Staat haben, dann kann das ganz verkürzt werden und umschlagen. Dann können die das mißverstehen und meinen, das Nationale oder sogar das Nationalistische sei jetzt das neueste Ziel, wie dieser Schirinowski das propagiert. Oder die Serben. Versteh ich nicht, ich brauche meine Nationalität eigentlich nicht. Ich bin ja natürlich Deutscher, kann auch nur wirklich eine Sprache, das ist Deutsch. Das ist mein historischer Zufall, ich bin eben so geboren. Aber brauche ich das, um zu leben? Nein, ich brauche eigentlich um zu leben solche Verhältnisse, und da mache ich auch gar keinen Abstrich, wie ich sie nach der DDR in der Bundesrepublik gefunden habe. Oder wie man sie in Amerika findet, oder extrem gesagt, ich wiederhole das mal, in Holland, ja. Oder in Dänemark.

Müller: Wo hast Du den 3. Oktober 1990 erlebt?

Schädlich: In Westberlin. Da war doch die große Feier der Einigung vor'm Reichstag. Da waren vielleicht 'ne Million Leute. Und das wollte ich mir anhören. Ich hab' so am Rande gestanden und habe mir die Feierlichkeit angesehen und angehört. Da sprach Weizsäcker und ich glaube auch Kohl. Im Anschluß an diese Feier wurde eine riesige deutsche Fahne gehißt vom Reichstag. Da hatte man extra so einen Stahlmast installiert, und dann gab es ein Feuerwerk und Musik von Beethoven aus Lautsprechern. Die haben immer das Nationale beschrien, ja, und ich war von widersprüchlichen Gefühlen bewegt in diesem Moment. Ich habe mich so gefreut, daß es die Wiedervereinigung Deutschlands gibt. Und andererseits hab' ich gedacht: die Einheit Deutschlands zu feiern, war für mich gar nicht der Hauptgrund der Freude. Für mich war der Hauptgrund der Freude, daß das ostdeutsche Regime untergegangen war. Ich habe dann schon eingesehen, daß sich das unter den Verhältnissen in Deutschland nicht anders äußern kann, als in der Wiedervereinigung, in der nationalen Einheit. Aber das war für mich nur sekundär. Das war für mich eine praktische oder logische Folge des Zusammenbruchs der DDR. Aber, wie gesagt, der

Hauptgrund meiner Freude war, daß dieses Regime weg war, verschwunden, ja. In den Reden, die ich da gehört habe, hat man das nicht so betont. Da hat man mehr den Gedanken der nationalen Einheit betont, Weizsäcker auch. Bin da ganz nachdenklich wieder weg. Man kam übrigens kaum weg, da mußtest du schon am Rande irgendwo in den Tiergarten flüchten, um überhaupt aus dem Gewühle herauszukommen. Und die meisten Leute, die ich da beobachtet habe, meistens Westberliner, waren sehr still, so nachdenklich. Bedenklich, ja? Erfreut schon, aber auch bedenklich, nachdenklich, still. Da hat vielleicht auch noch nachgewirkt, daß sie die Ereignisse gar nicht so schnell gefaßt hatten.

Müller: Ich war zufällig in Ostberlin an dem Tag.

Schädlich: Was war denn an dem Tag, am 3. Oktober 1990, als in Westberlin die Einheitsfeier stattfand, was war denn da in Ostberlin los?

Müller: Es war eine ähnliche Stimmung wie die, die Du beschrieben hast. Ich glaube, diese reine Freude, die Euphorie, das war der 9./10. November '89. 1990 auf der Ostseite —wir waren am Fernsehturm und sind dann in Richtung Brandenburger Tor gelaufen wie alle Leute, die durchs Brandenburger Tor gehen wollten an dem Tag—gab es so eine Mischung aus Freude, Nachdenklichkeit, alkohol-angeregtem Übermut, Unsicherheit, aber auch schon Katerstimmung. Also eine komische Mischung.

Schädlich: Schade, daß das so wenig nachhaltig geblieben ist, die Freude über den Wechsel der Gesellschaftssysteme.

Müller: Hast Du Dich in der Zeit nach dem Fall der Mauer mit Kollegen getroffen aus dem Osten oder aus dem Westen?

Schädlich: Nur aus dem Westen. Aus dem Osten eigentlich nicht.

Müller: Es gab niemanden im Osten in der Zeit, der versucht hat, Brücken aufzubauen oder abgebrochene Brücken wiederherzustellen?

Schädlich: Zu mir nicht. Nein. Bei Jürgen Fuchs war das anders, weil er so viele Kontakte zur politischen Opposition im Osten hatte. Die sind dann zu ihm gekommen. Ich hatte diese Kontakte nicht. Und mit

ostdeutschen Schriftstellern stand ich nicht so gut. Wir haben aber dann im Colloquium—ich weiß jetzt nicht mehr genau wann—was gemacht und haben dazu viele Ostdeutsche eingeladen, zweimal sogar nach der Öffnung der Mauer. Da habe ich dann schon wieder Leute getroffen: Elke Erb, Eddy Endler, auch jüngere, sogar Herrn Anderson, der war allerdings schon seit 1986 im Westen. Der traf dann offiziell die Leute vom Prenzlauer Berg, die wir auch eingeladen hatten: Papenfuß und andere. Anderson hat mich ja im Westen vollkommen getäuscht über seine Identität. Alle hat er getäuscht. Ich hatte zwar keine besondere Beziehung zu ihm, aber ich saß zusammen mit ihm auf dem Podium. Später, als die Sache dann rauskam, habe ich mich geweigert, mit ihm irgendwo zusammenzutreffen. Anderson war ein sehr überzeugender Darsteller, muß ich sagen, auch auf einer Tagung in England. Hat da vom Leder gezogen gegen die DDR. Das war so'ne absurde Situation. Anderson zog vom Leder gegen die DDR. Vor allem Christa Moog hat Einspruch erhoben und hat gesagt: "Schließlich komme ich von da. Ich habe auch etwas an mir, was ich der DDR verdanke. Ich kann dir nicht folgen, wie du das alles hier so runtermachst." Sie hat sich noch gegen Anderson verwahrt als Verteidigerin der DDR. Er hat sie sogar bezichtigt, da auf dem Podium, daß sie politisch dumm sei, sie, die aus der DDR geflüchtet ist. Und da gab's einen Protest aus dem Publikum, wie er sich herausnehmen könne, eine Frau so zu behandeln.

Müller: Die nächste Frage hat mit *Schott* zu tun. Es scheint mir, daß es für die Figur Schotts sehr wichtig ist, im Kopfe verschiedene Möglichkeiten durchzuspielen, und daß dieses Durchspielen damit zu tun hat, daß Schott selber alle diese Möglichkeiten nicht leben kann, nicht lebt. Die Frage an den Autor ist dann, ob die Frage, die implizit im Buch vorhanden ist, nämlich, was hätte sein können, was könnte sein, ob die für den Autor eine wichtige Frage ist?

Schädlich: Nein, für mich ist das keine wichtige Frage! Die Frage nach den Möglichkeiten des Daseins, die ist eigentlich einerseits, auf die Situation von dem Schott bezogen, nur so eine Art Muster, das eben Wahlmöglichkeiten läßt für jemanden, der so ein ungebundenes individuell freies Leben leben will, und andererseits, wenn man mal von einer Figur absieht, rein ästhetisch begründet. Das ist eigentlich für mich eine Reaktion auf die mehr oder weniger

eins zu eins operierende realistische Schreibweise, die irgend etwas nimmt und das dann abbildet. Also für mich ist das in diesem Sinne eher ein Plädoyer für die grenzenlose Fiktion oder für eine grenzenlos fiktive Schreibweise gegen die langweiligen Wirklichkeitsdarsteller. Ich bin mir zwar darüber im klaren, daß ich auch wieder in so eine langweilige Wirklichkeitsdarstellung ver falle oder schon verfallen bin, aber auch wieder nicht. Also das ist so—wie soll man das nennen?—so wie das auch im sogenannten Leben nie so klar ist, ob jemand nur eines hätte machen können oder doch nicht auch was anderes. So ist es dann auch in der Literatur für mich ziemlich fragwürdig, wenn ich etwas so dargestellt finde, als ob es so und nur so hätte sein können. Ja, mein Gott, im Grunde genommen ist das eigentlich wie eine Art Verlangen nach einer Literatur, die rein fiktiv ist. Das heißt nicht, daß ich ohne die Erfahrung der Wirklichkeit auskommen könnte, die wird ja vorausgesetzt. Und wenn sie auf Wirklichkeitserfahrung beruht, die dann natürlich vermittelt erscheint, dann liefert die Fiktion, die Muster für Wirklichkeit. Manchmal ertappe ich mich dabei, daß ich soweit gehe zu sagen, und das erfülle ich selber nicht, nur fiktive Literatur ist wirklich Literatur. Alles andere ist Report, eigentlich langweilig. Es sei denn, man ist daran interessiert, Kriminalfälle nacherzählt zu bekommen oder Schlachtenbilder. Da kommt man eigentlich auch dazu, daß das ein unerreichbares Ziel ist. Ich finde kaum jemanden, der das nahezu erreicht hat. Ich bilde mir ein, daß das z. B. Beckett erreicht hat. In dem Sinne ist er für mich am weitesten gekommen, auch wenn man sich sagen muß, daß das nun gerade am wenigsten Erfolg hat, ja. Gut, Beckett ist eine Ausnahme, der hat durch seine Stücke den großen Erfolg errungen, aber durch seine Prosa gar nicht. Wenn er nur Prosa geschrieben hätte, wer weiß, wo Beckett da wäre, der Name? In den Stücken aber ist er ja auch kein platter Wirklichkeitsbeschreiber.

Müller: Was ist mit "Die Sache mit B."?

Schädlich: Das ist ein glatter Rückfall, ein glatter Rückfall, ja. Und wahrscheinlich ist diese Vorstellung gar nicht realisierbar von einer Literatur, die nur dann Literatur genannt zu werden verdient, wenn sie auf Erfindung, auf Fiktion beruht. Eine solche Sache wie "Die Sache mit B." verdient ja vielleicht auch, beschrieben zu werden. Die kann aber gar nicht anders beschrieben werden als

gewisserweise in einem Abbild einer öden Realität, ja.

Müller: Der Text reiht sich, für mich jedenfalls, in eine lange Tradition von Kain-und-Abel-Geschichten ein.

Schädlich: Ich weiß nicht, ob das dieser Text leistet. Da war ich nun vollständig befangen in der Wirklichkeit. Es gab eine andere Fassung. Die hab' ich weggeschmissen. Die war auch noch belastet mit meinen Emotionen. Ich habe dann gemerkt, daß das nur zu machen ist, wenn man, sogar als Teilnehmer oder jedenfalls als Beschreiber, die eigenen Empfindungen, die eigenen Emotionen streng fortläßt, daß man dann selber wekommt. Manche sagen dazu, das ist kalt. "Sie müssen doch dabei auch was gefühlt haben?" Ja, das stimmt schon, aber das hat nichts mit dieser Arbeit zu tun. Da bin ich eigentlich dann glücklicherweise zurückgekommen auf meine Anschauungen von früher, wo ich mir schon immer gesagt hab'— das gilt besonders für die Sachen in der *Versuchten Nähe* —, erstens, wen interessieren schon meine Gefühle? Also das ist ja schon mal ganz unwahrscheinlich, auch lächerlich, meine Gefühle wiederzugeben. Aber zweitens, das geht dann schon etwas weiter, habe ich mir gedacht, eine Beschreibung von etwas soll nicht Gefühle des Beschreibers beschreiben, sondern besser, durch die Beschreibung Gefühle von Lesern wecken. Ich hab' so ein Gefühl, daß es besser ist, wenn man etwas so beschreibt, daß es ein Gefühl hervorruft, aber durch die Beschreibung der Sache und nicht durch die Beschreibung meiner Gefühle. Und das ist mir auch eigentlich bestätigt worden. Leute haben gesagt, wie kaltschnäuzig das gemacht ist, was soviel heißt wie, wo sind denn da Ihre Gefühle? Und gleichzeitig wurde gesagt: Das macht mich fertig, oder, da kann ich gar nicht einschlafen darüber. Was soviel heißt wie: Die kalte Beschreibung hat Gefühle erweckt. Ich kann auch nicht gut Gefühle von Leuten beschrieben sehen. Ich sag dann O.K., geh' damit nach Hause und wein' dich aus oder telefonier' mit deiner Frau. Was hat das da zu suchen. Ist aber sehr einseitig, denn es gibt ja auch tolle Sachen, in denen womöglich die Gefühle eines Autors so stark einfließen, daß man davon ganz beölt wird, oder besoft, wie der Berliner sagt. Aber ich hab' dafür keinen Sinn.

Müller: Wenn man von Leuten in ein Gespräch verwickelt wird oder ein Interview gibt, kommen öfter Fragen, die sich erstens wiederholen und zweitens vielleicht sogar irrelevant sind. Die eine Frage jedoch, die man gern beantworten würde, die kommt nicht. Was wäre so eine Frage?

Schädlich: Die Frage, die man gern beantworten würde, kommt nicht. Was wäre das für eine Frage? Hm, das weiß ich nicht. Höchstens, das ist aber hart. Das wäre eigentlich die folgende Frage des Fragenden: "Also, ich habe mir vorgenommen, Sie zu befragen, aber finden Sie nicht auch, daß es eigentlich unangemessen ist, Sie zu fragen. Denn wer sind Sie schon, und überhaupt, glaube ich, während ich schon zu meiner Frage ansetze, daß es sinnlos ist zu fragen, weil Sie doch nicht die Wahrheit sagen, jedenfalls nicht immer, und weil das, was Sie z. B. über ihre Sachen sagen, vollkommen unzuverlässig ist." Und dann könnte man antworten: "Ja, Sie haben vollkommen recht, lassen wir das." [*Lachen*]

Die Frage hat noch nie jemand gestellt. Es ist ja anders als in den anderen Künsten, aber manchmal denke ich mir, ehrlich gesagt, habe ich doch nichts zu sagen. Und dann denke ich, das müßte man strenger bedenken und müßte sich sagen: Hätte es eigentlich einen Sinn, einen Komponisten nach der Aufführung einer Sinfonie zu fragen, was das bedeutet, oder ganz umgangssprachlich, was das soll, was er sich dabei gedacht hat. Da Komponisten nach meiner Erfahrung—ich kenne ein paar solcher Leute—eigentlich wenig sagen können, käme dabei fast nichts heraus, und das wäre auch angemessen. Denn das, was der sagen will, hat er, wenn er gut ist, in der Musik gesagt. Und sonst hat er nichts zu sagen. Also, da gibt's doch so'n Witz. Ich hatte vor ein paar Jahren schon mal 'ne Lesung im Deutschen Haus in New York. Da gibt es immer sehr nette gebildete Leute. Hat eine ältere Dame zu mir gesagt: "Na sagen Sie mal, was haben Sie sich denn dabei gedacht!" Ich war so verlegen und hab' schon nach Worten gesucht, um ihr allen Ernstes zu erklären, was ich dabei gedacht hab, ja. Da meldete sich ein anderer, der sagte: "Ich glaube, ich kann dazu was sagen." Dachte ich, Gott sei Dank. Er sagte: "Ich versteh nicht viel von Literatur, ich bin Ingenieur, aber ich will's mal versuchen." Habe ich mich zurückgedreht und dachte: Wunderbar, der rettet mich. Da sagt der zu dieser Dame: Vor Gericht steht ein Mörder, und der Richter fragt ihn: "Angeklagter,

als sie diese Tat begingen, was haben sie sich eigentlich dabei gedacht?" Der Angeklagte sagte: "Ja, ja, eigentlich gar nichts, gell." Der Richter sagt: "Aber Sie müssen sich dabei etwas gedacht haben, nicht wahr?" Und der Angeklagte sagt nach 'ner Weile: "Ja, ja, ja stimmt. Ich hab' gedacht, Je, je je, je, was hab' ich da gemacht?" Also, um das nicht allzu unfreundlich werden zu lassen—es ist auch nicht unfreundlich gemeint—denke ich oft, Schriftsteller sollen den Mund halten. Die werden dazu verführt, weil es auch eine legitime Profession gibt, die solche Fragen stellen möchte, über sich und ihr Leben und ihre Frauen und über Geld und über ihre Bücher, ihre Absichten usw. Oder, was das allerschlimmste ist, sie werden aufgefordert, ihre eigenen Texte zu interpretieren, ja. Und da denke ich immer: Was haben die denn schon zu sagen. Der Böll hat mal sinngemäß gesagt: Was jemand, ein Schriftsteller, aus seiner Werkstatt sagt, ist vollkommen irrelevant und uninteressant. Interessant ist nur, was aus der Werkstatt hervorgeht. Und darüber soll er schweigen. Ich bin eigentlich ziemlich davon überzeugt, daß es sich nicht lohnt, Schriftsteller irgend etwas zu fragen. Ich habe mir ja noch große Mühe gegeben, aufrichtig zu antworten, ja. Aber es gibt auch so grenzenlose Lügner. Die reden da Sachen zusammen, stricken ihre eigenen Legenden. Alles Schwindel. Das ist so wie mit anderen Berufen auch: Entweder die Brötchen sind gut, ja, knusprig, bißchen braun, weiß und dann aus feinstem Weizenmehl gemacht, schmecken. Sie sind gut, oder sie sind schlecht. Was brächte es, den Bäcker dies und das zu fragen? Es zählt doch nur das Brötchen.

Müller: Aber erhöht sich der Spaß am Brötchen nicht mit der Beschreibung des Backens und der Beschaffenheit des fertigen Brötchens?

Schädlich: Das ist aber die Profession derer, die gelernt haben, das zu beschreiben und nicht derer, die gelernt haben, Brötchen zu backen, ja. Ich denke immer, der Beruf eines Kritikers oder eines Literaturwissenschaftlers, das ist ein autonomes Feld mit eigenen Gesetzen, eigenen Kenntnissen, die andere gar nicht haben, auch Schriftsteller nicht. Schriftsteller sind ganz miese Kritiker, meistens, Wissenschaftler schon gar nicht. Es gibt Ausnahmen, so wie Dieter Wellershoff. Ansonsten muß ich sagen, reden die doch, grob gesagt, viel Scheiße zusammen. Und diese Überlegung wäre auch wichtig

für das Verhältnis von Schriftstellern zur Kritik. Ich hab' da gerade mit Delius drüber gesprochen. Der hat sein Buch *Der Tag, an dem ich Weltmeister wurde* geschrieben, sozusagen mit seinem Herzen, ja, seine Jugendgeschichte. Delius hat da seine Befreiung vom Pastoren Elternhaus verknüpft mit der Erfahrung der Radioreportage vom Weltmeisterschaftsspiel Deutschland gegen Ungarn. Das hat ihn befreit. Da waren andere Helden als die Heiligen oder Jesus usw. Und er hat sich in die Lage des Verteidigers versetzt. Das war er dann. Er konnte handeln, frei. Sogar ist er so weit gegangen zu sagen: Das sind meine Götter, nicht der, den ich zu Hause eingepreßt bekomme. Ich finde das sehr schön, ja. Und was macht die Kritik? Ich hab' zwei ganz fürchterliche Kritiken gelesen. Die eine hatte die Überschrift: "Schuß an die Latte. Delius' Abschied vom Elternhaus." Da hieß es sinngemäß, wie oft hatten wir das schon, wenn Pastoren Söhne von Nietzsche über sonstwen bis . . . beschrieben, wie sie sich aus der Klaue ihres Pastorenvaters befreien. Das fand ich eigentlich grausam, ja, diese Kritik "Schuß an die Latte." Und Delius war so niedergeschlagen. "Ich hab' nun gedacht, jetzt habe ich mal was Gutes gemacht. Und jetzt so was. Wieder hauen sie mich in die Pfanne." Ich hab' gesagt: "Na hör mal, wir müßten eigentlich endlich mal dazu kommen zu lernen, daß es autonome nach ihren eigenen Regeln wirkende Professionen gibt, die sich auch unabhängig voneinander verhalten sollen. Wenn eine Kritik nach ihren Regeln meint, dein Buch ist mißlungen, und du meinst das nicht, dann ist es ja in Ordnung. Dann bleibe dabei, und beklage dich nicht über die Kritik. Das sind verschiedene Sachen." Es gibt ja auch 'ne berechtigte negative Kritik über Bücher. Dies müßte dann der Schriftsteller auch lernen. Dann müßte er auch sagen, na gut also, der wird es schon wissen. Habe ich mich wohl geirrt. Oder er muß sagen, der weiß es nicht. Ich habe recht, ich glaube, das ist gut, ich finde es gut. Also das Arbeitsfeld des Kritikers ist es, sich in die Texte von Autoren einzumischen, das ist legitim, aber es ist nicht das Arbeitsfeld eines Schriftstellers, sich in das Feld der Kritiker einzumischen. Er kann höchstens sagen: "Aua, das tut mir aber weh," aber er muß es eben gelten lassen. Oder er muß auf seiner Arbeit beharren, muß sagen, nein da ist nichts. Aber die Kritik zu verdammen oder zu jammern, daß die einen wieder kaputtgemacht hat, das ist schon verkehrt, finde ich. Er hat ja für sich geschrieben und nicht für den Kritiker, der ihm den Schuß an die Latte bescheinigt.

Die Figur des Autors in dem *Schott* hab' ich sagen lassen: "Ich liefere nur die Beschreibung, eine Beschreibung der Beschreibung wird sich finden." Das ist aber nicht die Kompetenz dessen, der die Beschreibung macht. Und die Beschreibung einer Beschreibung kann so gut und schön sein, daß sie genauso wichtig ist. Das hat man ja gerade bei Leuten, die über klassische Autoren schreiben. Es gibt da so schöne Bücher über Hölderlin z. B., da denkt man: Mein Gott, das ist wunderbar, die haben das alles gesehen, usw. Ebenso in der Malerei, da gibt es Beschreibungen der Beschreibung, die haben einen ganz eigenständigen Wert. Ein solcher Mensch, der so eigene Werte in der Beschreibung geliefert hat, ist z. B. Burckhardt oder Wölfflin. Es gibt auch zeitgenössische Leute, die das gekonnt haben. Was das deutsche Mittelalter betrifft, finde ich, ist z. B. Peter Wapnewski auch so einer. Der ist selbst eine Art Künstler der Beschreibung der Beschreibung.

Müller: Das sind glückliche Fälle.

Schädlich: Na ja, hoffentlich habe ich Dich jetzt mit der Antwort auf Deine letzte Frage nicht verletzt. Es richtete sich ja nicht gegen Deinen Beruf, es richtete sich ja nur gegen die Vorstellung, ein Autor könnte besonders viel sagen.

Müller: Ich vermute, daß auch die Kritiker nicht so sehr viel sagen können.

Schädlich: Na ja, es gibt wenige. Und in diesen Fällen, ist es im besten Fall ein schriftlicher, stummer Dialog zwischen Leuten. Wenn man z. B. in der Kritik Sachen liest, von denen man sofort erkennt, die hat etwas gesehen, was da drin ist, von dem du selber gar nicht genau wußtest, daß es so ist, aber du kannst es bestätigen, im nachhinein, weil jemand das benannt hat, weil jemand einfach drüber stand und gesagt hat, was das ist. Und wenn du das liest, sagst du dir: Mann, Mann, das ist ja irre, die ist ja viel schlauer als du oder der.

Müller: Ist Dir das mit Kritiken so gegangen?

Schädlich: Ja, das ist mir beim *Schott* so gegangen, bei Sibylle Cramer, bei Beatrice von Matt in der *Neuen Zürcher Zeitung* und bei Paul Ingendaay in der *FAZ*. Die Sibylle Cramer hat in der *Süddeutschen* etwas geschrieben, da hab' ich gedacht: Mann ist die

schlau, oh Gott oh Gott, wunderbar. Die hat mir Sachen gesagt, die ich nicht wußte. Und ich hab' das schon geprüft, ich hab' schon festgestellt: Ja, das ist drin. Aber wie sie es deutet, so war es mir nicht, sprachlich nicht, bewußt. Da fehlt mir der Horizont oder die Terminologie. Ja das gibt's. Es gibt natürlich auch das Gegenteil, wo du dann denkst: Du meine Güte!

Müller: Hast Du dafür Beispiele? Wahrscheinlich auch beim *Schott*, oder?

Schädlich: Ja, da war ich plötzlich Camus. Oh Gott, habe ich gedacht, das ist doch gar nicht drin, ja? *L'étranger*, *Der Fremde*, hat einer darüber geschrieben. *Schott* oder *L'étranger* von Camus. Ich hab' ja keinen Camus gelesen, keine Ahnung. Ich les' jetzt erst Camus. Grauenhaft, grauenhaft. Mein Bildungsstand ist verheerend.

Müller: Obwohl solche Einflüsse ja nicht unbedingt auf diese direkte Art . . .

Schädlich: Nein, das können ja einfach auch, wenn das zutrifft, unabhängig von Zeit und Ort gemachte eigene Erfahrungen sein. Da kommt man ja gelegentlich auf dieselben Sachen wie andere, bloß etwas später und an ganz anderer Stelle.

Müller: Es sind manchmal ganz unbewußte, halbbewußte Dinge. . .

Schädlich: . . . von denen man gar nicht mehr weiß, wo sie herkommen. Die gehen ein in ein großes Reservoir und irgendwann werden die durch den eigenen Zusammenhang dann geweckt, aufgerufen. Das ist mir schon oft so gegangen. Daher rührt dann die sonderbare Erfahrung, daß man sich fragt, hinterher, wie bist du nur darauf gekommen? Vorher darüber nachgedacht hast du nicht, das entsteht nur im eigentlichen Vorgang. Da kommt man auf Sachen . . . das ist so das assoziative Vermögen, das keiner erklären kann, und dann kommt man auf Sachen, die man vorher nie gedacht hat, nicht mal erfahren. Und doch sind die irgendwie da, weil man schon ein alter Knochen ist, sonstwo gelebt hat, ja. Das ist aufregend. Kürzlich mußte ich aber mal Einspruch erheben gegen einen Satz von Günter Grass. Er hat mir geschrieben, "und im übrigen," also ich fand das unglaublich, "im übrigen, genieße ich," schreibt er, "das Gottähnliche unseres Berufsstandes, die Freiheit

der Erfindung." Ich hab' geschrieben: "Lieber Günter, der Satz von der Gottähnlichkeit unseres Berufsstandes hat mich doch sehr irritiert. Ich fühle mich eher als Sklave, der seinen eigenen Sklavenhalter in sich hat. Von Gott keine Spur." Grass genießt das Gottähnliche seines Berufes: zu schaffen, Dinge zu schaffen. Aber Gott hat die Dinge aus dem Nichts geschaffen, wenn es überhaupt einen Gott gegeben hat, und ein Schriftsteller schafft nichts aus dem Nichts. Es ist alles vermittelt, mehrfach vermittelte Erfahrung oder durch Lektüre vermittelte indirekte Erfahrung.